

nicht sosehr mit Rücksicht auf seine Person, sondern auf sein Amt und die ihm verliehenen priesterlichen Gewalten, die Vollmachten über den sakramentalen und mystischen Christus. Damit steht der Priesterberuf auf ganz anderer Ebene als irgend ein Erwerbsberuf bzw. ein weltlicher Beruf. So ist es ja, wie das Beispiel des heiligen Paulus, der seinen Erwerbsberuf als Zeltmacher ausübt (Apg. 18, 3), zeigt, durchaus statthaft und möglich, daß in einer Person beide Berufe zusammentreffen. Es läßt sich also aus dem Wesen des Priesteramtes und des „Weltamtes“, selbst im engeren Sinn des Erwerbsberufes, kein ausschließender Gegensatz herleiten. Dabei sehen wir davon ab, daß die Auswirkung zumal des Seelsorgerberufes in die Welt hinein auch von der Welt aus gesehen seine Bedeutung hat im mannigfachen Sinne der Volkspflege, also eine Art Weltberuf darstellt. Immerhin muß man klar das Zweitrangige dieser Aufgaben sehen, sonst drohte die Gefahr eines neuen Rationalismus und Naturalismus wie zu den Zeiten eines Josef II. und der Aufklärung.

Ebensowenig wie der Priesterberuf als solcher einem bürgerlichen Beruf gleichgestellt werden kann, ist natürlich auch des Laien „Christenberuf“ in gleiche Linie mit seinem bürgerlichen Beruf zu stellen. Die Berufung zu Christus als lebendiges Glied seiner heiligen Kirche ist immer eine große und unverdiente Gnade, gehört dem Bereich des Übernatürlichen an. Mögen die andern „Berufe“ auch den jeweiligen Fähigkeiten eines Menschen und den Notwendigkeiten der Gesellschaft entsprechen und insoweit gewiß gottgewollt sein, so bleiben sie doch in der rein natürlichen Sphäre. Darum auch der unbedingte Vorrang des „Christenberufes“ vor jedem Erdenberuf mit dem unbedingten: „Was nützt es dem Menschen...!“ Darum geht auch von diesen Berufen und Ständen nicht eine wesentliche, grundlegende Gliederung der Kirche als Corpus Christi aus, wiewohl sie als Unterlage für eine bessere Erfassung einer bestimmten Menschenschicht vom natürlich Volkspädagogischen her ihre Bedeutung haben. Darum

auch für den Laien die überragende Bedeutung der Anteilnahme am Priestertum Christi. Unser eigenes „Laienopfer“, d. h. die geistige Darbringung unseres Tagewerkes und anderer guter Werke, bleibt ja, um es abschließend noch einmal zu sagen, immer unendlich klein und arm, bis es durch die volle Hineinnahme in Christi Opfer überhaupt erst Ewigkeitswert erlangt.

Denn nicht die Darbringung dieser kleinen Dinge und wäre es unser Leben — schafft das königliche Priestertum auch des Laien, sondern die Tatsache, daß er ganz unverdienterweise durch die heilige Taufe mitberufen ist, das Opfer des Herrn in Vereinigung mit dem geweihten, dem amtlichen Priester und durch dessen Hand wirklich darzubringen. Nicht die Gabe unterscheidet den Weihpriester und den Laien. Priester und Laien werden ihre eigenen Gaben, ihre Selbst- und Weltüberwindung gleichermaßen darbringen. Beide müssen diese Gaben gewinnen „in echter, verantwortlicher Selbständigkeit in der christlichen Formung des Lebens“. Beider Gaben erhalten erst Wert durch die Vereinigung mit dem Herrenopfer. Was sie wesentlich im Rahmen ihres gemeinsamen Christseins unterscheidet, das sind die verschiedenen Funktionen als Glieder Christi, wie sie namentlich dem Priester kraft des Weihesakramentes beim heiligen Opfer durch die Vollmacht der Konsekration, der Wandlung der Gaben in Christi Leib und Blut, gegeben sind. Seine Weltaufgabe aber muß jeder Christ stets einbetten in seine Aufgabe vor Gott.

Zu Gott dem Vater aber führt kein anderer Weg als über Christus, und zwar den Christus, der Priester und Opfergabe zugleich ist. Darum muß auch jeder Christ teilhaben nach dem Maße seiner Berufung an diesem heiligen Priestertum seines Herrn. Hier herrscht also kein Gegensatzverhältnis, sondern nur eines: heilige Ordnung als Frucht jener dreifachen Einheit der Kirche, der Christen, des Christen, einer Einheit, wie sie in ihrem ganzen Reichtum durch das gemeinsame königliche Priestertum des ganzen Gottesvolkes wesentlich mitgegeben ist.

DAS ASTROLOGISCHE GEHEIMNIS

Von Erich Vermehren

„Die Geschichte der Astrologie zeigt uns, daß die Sternreligion und die Sternorakel dann zu besonderer Bedeutung kommen, wenn ein gesteigerter Rationalismus oder gewaltige äußere Erschütterungen den Glauben eines Volkes oder der ganzen Menschheit an die bestehenden Werte und die religiösen Vorstellungen ins Wanken gebracht haben.“¹

¹ Wilhelm Gundel in seiner Schrift „Stern Glaube, Sternreligion und Sternorakel“ (Leipzig 1933, Quelle & Meyer) S. 144.

Es scheint angemessen zu sein, einmal den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen, denn wir befinden uns offenbar in einer solchen Epoche, in der die Astrologie zunehmend an Ansehen gewinnt — vor allem, da die Nachfrage nach einem solchen Ersatz des Glaubens und der Selbstsicherheit gestiegen ist, dann aber auch dank der größeren Ernsthaftigkeit, mit der heute die Astrologie getrieben und auf ihren Wahrheitsgehalt hin untersucht wird.

Seit dem Weltkrieg macht die Astrologie wieder viel von sich reden — wenig rühmlich zunächst, in den ersten Nachkriegsjahren, da sie in schlechter Gesellschaft auftrat, vor einem Publikum allerdings, das, befangen in der uralten Sehnsucht des Menschen, das Rätsel der Zukunft nicht durch schmerzliche Erfahrung, sondern durch rechnerische Spekulation zu lösen, sich nur allzu leicht zu ganz kritiklosem Beifall hinreißen ließ. Die seelische und geistige Unrast jener Zeit und die Un- und Umordnung aller ethischen, sozialen und politischen Begriffe und Werte ließ unzählige Menschen die Hoffnung auf Gottes Güte und Barmherzigkeit verlieren; damit trat die Zukunft heraus aus dem Licht der Liebe Gottes und fiel dunklen, unbestimmten und darum gefährlichen Mächten des Schicksals anheim, die weder gütig waren, noch barmherzig, noch gerecht — auch nicht schlechterdings böse, sondern namenlos, „anonym“ im bedrohlichsten Sinne des Wortes.

Mochten die Menschen nun das, was an die Stelle der göttlichen Vorsehung trat, wenig ernsthaft als „Zufall“ bezeichnen oder, mit einer Ahnung des richtigen Zusammenhanges, als geheimnisvoll waltende Schicksalsdämonen — in jedem Fall sahen sie sich Mächten ausgeliefert, bei denen sie weder auf Wohlwollen noch auf Gerechtigkeit sich verlassen konnten. Ihre wesentliche Unzuverlässigkeit ließ sie nur dem Leichtfertigen freundlich erscheinen, dem sie Hoffnung auf Glück — zumeist auf unverdientes Glück — erweckten. Alle andern empfanden sie als beunruhigend, bedrohlich und furchterregend. Hier ist die Bresche in der festen Mauer menschlicher Seelenruhe, durch die die Angst den Menschen überfällt, die Angst vor der Zukunft — eine dem gläubigen Gemüt unangemessene und wenigstens ungewöhnliche Erregtheit. Eben diese Angst aber ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für Bedeutung und Ansehen der Astrologie: über sie ist die Sterndeuterei unmittelbar verbunden mit der Absage an Gott.

Darum will es mir nicht glücklich erscheinen, wenn man bisweilen das Aufblühen der Astrologie in der Nachkriegszeit mit der veränderten Geisteshaltung des modernen Menschen begründet, mit der „Flucht aus dem kalten Intellektualismus in das Reich des Irrationalen und Mystischen“. Intellektualismus und Rationalismus, überhaupt unsere ganze Aufgeklärtheit sind nicht unbedingt Gegenspieler der Astrologie; Gegenpole allenfalls — und so mag Franz Boll recht haben, wenn er 1917 schreibt: „Die Astrologie ist tot. Die Aufklärung stößt die Astrologie hinab zu dem Kuriositätenkram der Geschichte der menschlichen Narrheit.“ Gleichzeitigen Ruhm genießen sie nie, und wenn das Pendel der menschlichen Laune die Astrologie berührt, ist es der Aufklärung mit am fernsten. Und doch stehen beide einander nahe, und

die Aufklärung bereitet der Astrologiegläubigkeit den Weg: sie unterminiert das religiöse Vertrauen und macht uns gleichzeitig hellhörig für die Weisheiten einer „Wissenschaft“, die, mit physikalischen und astronomischen Elementen durchsetzt und auf geometrischen Zeichnungen aufbauend, sich geschickt in das Kleid wissenschaftlicher Berechnung gehüllt hat.

Am Grund der Astrologie liegt doch der Gedanke einer wunderbaren Ordnung des ganzen Kosmos, einer organischen Einheit von Schöpfung und Schicksal, die Vision eines mächtigen immanenten Gesetzes, das in den Sternen für uns geschrieben steht, wenn wir nur lesen können. Das wäre ein Glaubensbekenntnis, wenn diese Ordnung gütig wäre und das Gesetz gerecht; ein solcher Idealismus aber liegt der Astrologie sehr fern, sie ist dem Leben unmittelbarer verbunden. Sie geht über den Begriff der „Einheit“ nicht hinaus: der Mittelpunkt des Kreises liegt weder im Himmel noch in der Hölle, sondern im Herzen der Menschen selber: „Die Erlösung des Menschen sollte nicht als Befreiung von dem Wirrsal der Welt verstanden werden. Das wäre antiker Mystizismus. Und auch nicht als Rettung und Reinigung dieser Welt selbst durch einen Gott-König. Das wäre vorderasiatische Wundererwartung. Erlösung aus der Herrschaft des Bösen, Fluchbeladenen bedeutet Befreiung aus dem Kampf der selbstbetrügerischen Leidflucht und dadurch: Versöhnung mit dem eigenen göttlichen Kern.“² Ist das noch sehr weit vom rationalistischen Optimismus, wenn man die durch die psychologische Ausrichtung der Astrologie gegebene Verschiedenheit berücksichtigt?

Macht uns nun unsere Aufgeklärtheit hellhörig, so ist das mit Bedürftigkeit noch nicht gleichzusetzen. Ehe also die Astrologie so viele offene und geheime Anhänger gewinnen konnte, mußte zu dem Verlust des Gottvertrauens eine zweite seelische Veränderung treten: der Verlust der Selbstsicherheit, des Selbstvertrauens. Mit ihm geht dem Menschen die Kraft verloren, die Angst vor der Zukunft geduldig zu ertragen. Der vorher nur verborgene Wunsch, das Zukünftige vorherzuwissen, tritt als Notwendigkeit nach außen, da die Seele der Spannung der Ungewißheit nicht mehr gewachsen ist.

Die Entwicklung der Nachkriegsjahre hatte besonders in Deutschland einen derartigen Verlust des Selbstvertrauens sehr begünstigt. Der Zusammenbruch der bisherigen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ordnungen stellte den Menschen in die tausendfache Verantwortung des Wiederaufbaus und nahm ihm überdies die gewohnten Waffen. So zugleich stärker beansprucht und schlechter

² Philipp Metmann, *Mythos und Schicksal* (Leipzig 1936).

gerüstet, fühlte der Mensch sich schwach und unfähig, die drohende Ungewißheit des Schicksals zu ertragen.

Hier tritt ihm nun die Astrologie freundlich entgegen und zeigt sich geschickt und bereit, ihn aus allen Ängsten auf einmal zu erlösen. Sie fängt das Treiben der Schicksalsmächte ein in Regeln und Gesetzmäßigkeiten und nimmt ihnen so zugleich die demütigende Majestät der Freiheit und die gefährliche Macht der Willkür. Sie stellt dem Menschen magische Gegenkräfte zur Verfügung, die dank ihres geheimnisvollen Ursprungs den Dämonen des Schicksals gewachsen sind. Schließlich holt sie ihm die Zukunft selber aus dem Dunkel, berechnet ihm aus Kraft und Gegenkraft ein überzeugendes und meist beruhigendes Ereignis, so daß der Mensch den Feind ins Auge fassen kann.

Zur Erfüllung dieser dreifachen Aufgabe hat die Astrologie eine Reihe von Anleihen aufgenommen, die ihrem Ansehen auf die Dauer geschadet haben. Sie hat neben ihrem eigenen Besitz — den astronomischen Kenntnissen und den unzähligen überlieferten, vorwiegend mythologischen Deutungssetzen — auch das Vermögen des Okkultismus, der Wahrsagerei, der Astromagie und der verschiedensten Aberglauben eingesetzt. Das Publikum merkte wenig von diesen Anleihen; es glaubte, seine Ware noch immer aus den Händen jenes ehrwürdigen Unternehmens zu erhalten, das einst von großen Männern wie Roger Bacon und Johannes Kepler geleitet wurde. Eine Reihe ernster Fachleute aber beobachtete diese Entwicklung voller Sorge und bemühte sich, die vor allem bedenkliche Verbindung der Astrologie mit hemmungsloser Wahrsagerei zu lösen. Ihrem Einfluß und dem mehrfachen Eingreifen des Staates verdankt die Astrologie — soweit sie ernst genommen werden kann und die Stufe der Jahrmarktsprophetie verlassen hat zu Gunsten einer wenigstens versuchten Wissenschaftlichkeit — eine merkbare Gewichtsverschiebung: weniger mit wunderbaren Prophezeiungen, mit „Treffern“ machen sich die Astrologen heute einen Namen, als vielmehr durch gründliche Seelenanalysen durch ernste und vielseitige Charakterstudien. Auf der Mitte zwischen beiden liegen jene, die jedem Wesenstyp ein typisches Handeln zumessen, und so, auf Grund der erkannten Anlagen, auf ein voraussichtliches Handeln schließen, mit dem der Mensch sein Schicksal heraufbeschwört. (In diesem Sinn spricht v. Klöckler von „körperlichen, seelischen und geistigen Schicksalselementen“³). So tritt der hochfliegende Wunsch, das Geheimnis der Zukunft zu entschleiern, immer weiter zurück zu Gunsten einer sachlichen und eher rückschauenden Betrachtung

und Schilderung der Wesenskräfte, und es mehren sich die Stimmen derer, die, von den Ergebnissen der Astrologie beeindruckt, mit Ehrfurcht und Anerkennung von ihr als einer Quelle des Wissens um die Geheimnisse der Seele sprechen.

Mit diesem neuen Leitmotiv versucht die Astrologie erfolgreich, sich der veränderten Musik der Zeit anzupassen. Freilich ist sie in ihrem Bereich nicht Herrin eines Monopols: sie muß sich mit Graphologie, Chiromantie und Psychoanalyse in die Zahl der Gutgläubigen teilen. So kommt der früher nach außen fast schädliche Reinigungseifer ernsthafter Forscher heute der Astrologie in ihrem Daseinskampf zugute: die früher so zugkräftigen okkultistischen und abergläubischen Elemente — die Zodiakaltalismane, die Astralheilmittel, der Tierkreisschmuck und das siderische Pendel, die Astromagie und die Tatwalehre — würden heute nicht mehr verfangen und dem Ansehen der Astrologie schaden; die bisher so erwünschte Wahrsagerei kann der kritischen Prüfung doch nicht standhalten und widerspräche dem wissenschaftlichen Anstrich. Bescheidene Sachlichkeit ist heute nicht mehr ein nur von wenigen tapfer vertretenes Ideal, mit dem die Ehre der Astrologie gerettet werden soll, sondern zugleich ihre beste Werbung. So stellt sich die Astrologie vor im Talar ernster Wissenschaftlichkeit, und es gibt Leute genug, die ihre Gründlichkeit und Zurückhaltung als Ausweis ansehen dafür, daß hier eine tiefe und zuverlässige Wissensquelle erschlossen sei.

Angesichts dieses gefälligen Äußeren mag es uns wie ein übertriebenes Zugeständnis an die Gegner berühren, wenn Brandler-Pracht, einer der bedeutendsten deutschen Astrologen, auf dem Astrologischen Kongreß von 1932 von allen Versuchen, die Gesetze der Astrologie naturwissenschaftlich und verstandesmäßig zu begründen, entschieden abrückte und sie als Symbole bezeichnete, deren Gehalt nur der Intuition zugänglich sei, und wenn v. Klöckler bekümmert eingesteht: „Der Mangel an kausaler Begründung stempelt die heute mögliche Astrologie zu einer reinen Erfahrungswissenschaft.“ Hierin liegt aber in Wahrheit gar kein Zugeständnis: es ist vielmehr der Versuch, nach der Niederlage, die die Astrologie im Kampf um ihre Anerkennung als Wissenschaft gegen die gesamte Naturwissenschaft und Logik erlitten hat, einen geordneten Rückzug einzuleiten und zugleich eine neue Stellung zu beanspruchen, die zwar kleiner ist als die bisher umstrittene, aber leichter zu halten. Es muß nämlich heute zugegeben werden, daß die astrologischen Gesetze unwissenschaftlich sind, daß sie nach Ursprung, Ziel und Anwendung, vor allem aber in ihrem wahllosen und widerspruchsvollen Nebeneinander und ihrer verworrenen Geschichte allzu verschwommen sind, um den astrologischen Ergebnissen eine wissenschaftliche Zuver-

³ v. Klöckler, *Astrologische Deutung* (Leipzig 1932, Astra-Verlag).

lässigkeit zu sichern. Die Astrologie verfügt gar nicht über ein vollständiges System, eine Arbeitshypothese. In einem Artikel: Astrologie — junge Wissenschaft und ein alter Glaube (in dieser Zeitschrift 136 [1939] 46—57) gibt Ph. Schmidt S. J. eine sehr knappe Zusammenfassung der Haupteinwände, die gegen den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erhoben werden:

„Die Ableitung astrologischer Glaubenssätze von den Schicksalsströmen im zirkumtellurischen Kraftfeld des Tierkreisgürtels, nach Art der neuentdeckten Höhenstrahlen durch die Fachwissenschaft, die Einbettung der neuentdeckten Planeten Uranus, Neptun und Pluto in das alte System und die Ratlosigkeit der Astrologen gegenüber den etwa 2000 Planetoiden zwischen Uranus und Mars, die Korrekturen der Horoskope nach dem Leben, der vielfache Widerspruch der Horoskopdeutungen bei gleicher Gestirnskonstellation, die Uneinigkeit selbst über die elementarsten Faktoren des Horoskops (Tierkreis, Häuser, Aspekte), die Unvereinbarkeit der Zwangsläufigkeit des Geschehens mit der Willensfreiheit, der verfehlte Ausgangspunkt des Horoskops (Augenblick der Geburt und nicht der Empfängnis), die Unmöglichkeit der Nachprüfung der astrologischen Behauptungen, der der Astrologie zu Grunde liegende Unterbau des Symbolismus mit der Zuteilung allen Lebens an die Gestirne, die Aufpflropfung modernster Erkenntnisse, wie Charakterologie, Psychoanalyse, Elektronentheorie, Einsteinsche Relativitätslehre u. a., auf das uralte Erbgut der Astrologie rechtfertigen das Urteil eines ernstesten Astrologen (v. Klöckler): „Über das Wie und Warum der astrologischen Zusammenhänge können wir zur Zeit nichts aussagen, was auch nur den Schein von Berechtigung hätte.“

Vor allem aber macht man die Präzession geltend, die Rückwärtsbewegung des Frühlingspunktes: dadurch verschieben sich nämlich die Sternbilder in 26000 Jahren um 360 Grad, durchwandern also einmal den gesamten Tierkreisgürtel. Wenn sich zur Zeit des Ptolemäus (um 150 v. Chr.) die Tierkreiszeichen mit den Sternbildern deckten, so sind sie inzwischen etwa um 30 Grad gegen sie verschoben, sind also ein Haus weitergerückt, und im Zeichen des Widders stehen heute die Sterne der Fische. Wenn es also wirklich die Strahlen der Sterne sind, die das Schicksal bestimmen — so die Antike und das Mittelalter —, neigt man heute eher dazu, die Sprache der Sterne als symbolischen Ausdruck konstanter Schicksalsbedingungen anzusehen, wobei die Frage nach der Kausalität unerörtert bleibt — so kann eine vornehmlich auf das System des Ptolemäus aufgebaute Sterndeutung heute nicht mehr stimmen.

Angesichts der so erwiesenen Unwissenschaftlichkeit dürfte es nun der Kritik nicht schwer fallen, den Glauben der Astrologiegemeinde als Leicht-

gläubigkeit und das ansehnliche Äußere als opportunistische Maske zu erweisen, wenn ihr nicht hierbei die „empirische Bestätigung“ höchst hinderlich in den Weg träte. Die Gemeinde rechtfertigt nämlich ihren Glauben mit den empirischen Erfolgen der Astrologie, also einmal mit jenen „Treffern“, den miraculösen Prophezeiungen aller Zeiten, die Todestage und Kriegserklärungen, Glück und Unglück haargenau vorausgesagt hatten; und zum andern mit den heute immer zahlreicheren Horoskopen, die nicht Wahrsagungen enthalten, sondern verblüffend richtig gezeichnete Bilder, zusammenhängende Entwicklungsberichte und Strukturanalysen der Seele. Die ersteren ließen sich allenfalls mit einem Hinweis auf die Gesetze der Wahrscheinlichkeitsrechnung abtun — so spricht z. B. Ph. Schmidt von dem „unerschöpflichen Kaleidoskop des mythischen Astrologischen Himmels, in dem irgend etwas auf jeden Fall zutrifft“ —, obgleich man sich bei der sehr scharfen Ablehnung ihrer gesamten Thesen, der die Astrologie hier und bei andern begegnet, zuweilen ratlos fragt, wieso es bei einem solchen „Humbug“ überhaupt je zu „Treffern“, zu richtigen Berechnungen also kommen könne; dann findet man in dem Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit nur die Annahme bestätigt, daß wohl das eine oder andere Mal die Ungunst des Mars zum Beispiel den Menschen tatsächlich habe gewaltsam sterben lassen, daß also die Astrologie bisweilen auf Grund ihrer Hypothesen Zukünftiges wirklich vorherbestimmen könne, und daß daher die Hypothesen nicht so allgemein falsch sein könnten, wie ihre Gegner es beweisen möchten.

Sehr viel leichter aber kommt man bei der heutigen Astrologie zu diesen Gedanken, denn derartige Horoskope können nicht aus tausend möglichen Kombinationen richtig „herausgeraten“ oder aus dunkler Symbolik intuitiv herausgedeutet werden, sondern nur abgeleitet mit festen Systemen! Also doch System — und noch dazu ein arbeitsfähiges, trotz aller Unwissenschaftlichkeit und aller fragwürdigen Grundlagen?

So spitzt sich das Mißverhältnis zwischen Dogma und Empirie, zwischen Berechtigung und Erfolg auf die Frage zu, ob Wissenschaftlichkeit überhaupt ein brauchbares Kriterium sei für die Astrologie, ob man nicht lieber davon absehen müsse, sie mit den Maßstäben der Wissenschaft zu messen und ihre Erkenntnisfähigkeit nach der wissenschaftlichen Begründung ihrer Methoden zu beurteilen?

Die Lösung dieser Frage mag uns erleichtert werden, wenn wir einmal die Entstehung dieser so rätselhaften Gesetze betrachten, soweit wir davon etwas durch Überlieferung und Rückschlüsse wissen.

Es mag hierbei der Vereinfachung der Deduktion zuliebe gestattet sein, nur bis zur griechisch-

hellenistischen Astrologie zurückzugehen. Die heutigen Namen der Planeten sind aus der römischen Mythologie genommen; die mittelalterliche Astrologie und Astrologie schrieb Latein und griff so auf die lateinischen Bezeichnungen zurück. Sie sind aber keine Erfindung der römischen Astronomen, sondern von diesen an die Stelle der älteren griechischen Benennungen gesetzt. Auch diese aber sind nicht ursprünglich, sondern wohl in ähnlicher Weise zum Ersatz der eigentlichen, ägyptisch-babylonischen Gestirnsbezeichnungen verwendet worden. Die Überlieferung ist hier sehr lückenhaft: weder kennen wir die Namen sämtlicher astrologischer Gestirne, noch wissen wir, welche mythologischen Vorstellungen die Ägypter mit den einzelnen Namen verbanden. Ein klares und vollständiges Bild ergibt sich erst für die entsprechenden griechischen Götternamen. Da nun diese Gleichsetzung nicht willkürlich vorgenommen wurde, sondern auf Grund der großen Ähnlichkeit der einzelnen mythologischen Vorstellungen, die die polytheistischen Völker mit ihren Göttern verbanden, so dürfte es der Richtigkeit einer nur an die griechischen Sternnamen geknüpften Theorie nicht zum Schaden reichen, wenn man auf eine Würdigung der von Nechepso — dem sagenhaften König der Astrologen und Priester des Hermes Trismegistos —, von Petosiris, dem „Geschenk der Isis“, und von andern ägyptisch-babylonischen „Stundenschauern“ überlieferten Weisheiten verzichtet und vornehmlich an Ptolemäus anknüpft, der überdies als erster die tausendfachen überlieferten Sternorakel nach der Möglichkeit ordnete, sie zu den rationalistisch erfassbaren Vorgängen am Sternenhimmel in Beziehung zu setzen, und so ohnehin der heutigen Astrologie nähersteht als jene Alten, die sich auf direkte Offenbarungen seitens des „dreifach Mächtigsten“ der Götter, des Hermes, beriefen.

Jedes Kind macht die Erfahrung, daß die Sternbilder gar nicht zu den Namen passen wollen, die man ihnen gegeben hat. Selbst die geschickteste Verbindung der Sterne durch Linien läßt keine Waage entstehen, keinen Löwen und durchaus keine Jungfrau. Es muß also, vorausgesetzt, daß der Name auch hier Wesentliches vom Benannten einfangen und kenntlich machen will, etwas anderes sein als das dem Menschen am Himmel erscheinende Bild der Sterne, was Ptolemaios und seine Vorläufer mit den heute üblichen Namen der Planeten und Tierkreisbilder ausdrücken wollten. Diese Voraussetzung aber kann ohne Scheu gemacht werden: für die ganze Antike galt der Name zugleich als Sinnbild und bezeichnete das Wesen. Zu den lateinischen Sternnamen läßt sich unschwer der jeweilige griechische Vorläufer erkennen: Zeus (Jupiter) und Kronos (Saturn), Aphrodite (Venus) und Orion, Ziegenfisch (Steinbock) und Dioskuren (Zwillinge) usw. Gewiß

scheint diese Verbindung der Sterne mit den Göttern allzu naheliegend; aber sie muß trotzdem sehr ernst genommen werden, da sie vielleicht wichtige Aufschlüsse über Entstehung und Wesen der astrologischen Deutung erteilt.

Die Gestalten der griechischen Mythologie und ihre Schicksale sind die Summe aller Erfahrungen der Griechen bei der Begegnung mit dem Göttlichen schlechthin.

Diese Begegnung geschah, soweit sie die Kreise unserer Überlegungen berührt, auf zwei nach Wesen und zeitlicher Einordnung verschiedenen Ebenen:

In der vorhomerischen Zeit, der pastoralen Epoche der Danaer, erfährt der Mensch das Göttliche in der Natur, in den Gewalten der Stürme und Gewitter, in der Fruchtbarkeit der Erde und der geheimnisvollen Tiefe des Meeres, und er nennt es mit großen Namen: Themis und Metis, Gaia und Okeanos. Wie Eckardt Peterich in seinem neuen Buch: „Theologie der Hellenen“, nachweist, haben diese ersten Gottheiten kaum Gestalt angenommen, sie sind vielmehr mächtige Gedanken des Göttlichen, deren dunkle Allmacht die Erde wesenlos umgab und durchwirkte.

Als die pastorale Epoche von der aristokratisch-sozialen Homers abgelöst wurde, trat die Natur als das große Gegenüber zurück, um die Menschen sich selber anzuvertrauen: das Göttliche fand sich von nun an vor allem in der menschlichen Seele. Ihr, als dem Urgrund der Person, begegnet der Mensch in der Gemeinschaft des Standes, der Stadt und des Feldzugs. Vor seinem klaren und ehrfürchtigen Blick entwirrt sich ihr vielfach verschlungenes Leben, dessen bunte Erscheinung er als Wirkung zusammengesetzter Grundelemente begreift. Dieses Begreifen ist der Schoß, aus dem Olymp und Hades hervorgehen; diese Grundelemente sind die Götter; und ihr bewegtes mythologisches Schicksal, ihre Kämpfe und Versammlungen, ihre Liebe und ihr Haß entsprechen den Zusammensetzungen der Urkomponenten, aus denen die Vielfalt seelischer Vorgänge erwächst. Die Seele ist gleichsam das Prisma, in dem das Licht des Numinosen, das ursprungslos und ohne Richtung die Erde einhüllt und durchdringt, zu einem Strahlenbündel von Gottheiten gebrochen wird. Die „Sagen des klassischen Altertums“ sind keine tiefsinnigen Legenden, mit denen man die Gestalten der Götter beleben und abrunden wollte; sie sind kein episches Gespinnst, mit denen eine spätere Kultur die klobigen Umrisse archaischer Gottheiten verbrämte, kein poetisches Rankwerk an dem kahlen Gerüst einer uralten Theogonie — sie sind der dichterische Ausdruck der unmittelbaren Erfahrung des Göttlichen, deren Schauplatz die Seele ist.

Von hier aus bekommt das so oft zitierte und so gerne mißverständene Wort Herodots: Homer

und Hesiod haben den Griechen die Götter geschaffen; sie gaben ihnen Gestalt, Namen und „Prärogative“ — wie Petrich „timas“ sehr gut übersetzt — einen neuen Sinn. Homer und Hesiod haben sich die Götter des Olymp nicht ausgedacht; sie sind auch nicht inspiriert gewesen. Sie sind als Dichter die berufenen Künstler einer allgemein veränderten religiösen Erfahrung, deren Ergebnis sie gültig formulieren. Der anthropomorphe Charakter der homerischen Religion ist danach nicht ein Zeichen für den fortschreitenden Niedergang der Religiosität, für eine verringerte Ehrfurcht vor dem Göttlichen, sondern eine natürliche Folge der Verlagerung der Erfahrungsebene ganz in den Bereich des Menschlichen hinein. Auch die verblüffende Unmoral der Götter, ihre Zänkereien und ihre oft allzu menschlichen Schwächen — die zusammen für viele die Mythologie als eine Blütenlese göttlicher Aventüren in Verruf brachten — haben nun ein anderes Gesicht: als Sinngeschichten für das widerspruchsvolle Leben der Seele mußten die Mythen neben der Hoheit und Güte des Zeus, der Weisheit der Athena und der Schönheit der Aphrodite auch Heras berechnete Eifersucht und Typhons Tücke und Haß enthalten.

Fast will mir scheinen, als sei auch der Polytheismus der Griechen nur eine Konsequenz dieser Verlagerung: es gab keine Möglichkeit und auch keinen Grund, hinter diese zahlreichen Urelemente der Seele zurückzugreifen, wie es etwa theozentrische Weltanschauungen tun mit ihrer Lehre von dem einen Menschen und dessen einer schweren Sünde, aus der die tausendfache Verwirrung der Seelenkräfte hervorgegangen ist.

Kehren wir nun zu Ptolemaios und seinen Vorläufern zurück, so erkennen wir, daß sie mit der astrologischen Benennung der Sterne nur die Konsequenz aus dieser Entwicklung der Mythologie gezogen haben; sie sahen hinter den mythologischen Gestalten ganz bestimmte psychische Grunddispositionen, gebrauchten also die mythologischen Namen als Begriff für seelische Grundhaltungen — etwa so, wie auch wir noch von einem „Ödipuskomplex“ reden.

Indem sie also Planeten und Tierkreissternbilder mit diesen Namen benannten, wollten sie ausdrücken, daß diese Sterne Träger eines eigentümlichen Schicksals seien, einer besondern Struktur der Seele, die dem Grundgedanken des jeweiligen Mythos entsprach. Philipp Metman sagt darüber in seinem Buch, das eine überaus tiefsinnige und gedankenreiche Auslegung der Sternmythologien enthält.

„...die Astralmythen werden uns zeigen, daß die Gestalten der Sonnen-, Mond- und Planetengötter sich als Darstellungen seelischer Grundhaltungen, wie etwa Leid- und Lustbereitschaft, verstanden lassen, während die Tierkreismythen die

verschiedenen typischen Entwicklungshindernisse und -aufgaben des Menschen systematisch zu unterscheiden und zusammenzufassen scheinen. Alle andern Mythen erweisen sich bei genauer Untersuchung als Ausschnitte, Abwandlungen und Kombinationen dieser Urtypen.“

Die Astrologen sind — wenn wir einmal absehen von der unbeweisbaren Behauptung, die Konstellation habe einen direkten Einfluß auf das Wesen und das Schicksal des Menschen — wahrscheinlich auf folgendem Wege zu dieser „Entsprechungslehre“ gekommen: ausgehend von einer wunderbaren Kenntnis der menschlichen Seele und von einer gläubigen Antizipation auf den rechten Weg gewiesen, haben sie empirisch gewisse Zusammenhänge zwischen der psychischen Verfassung des Menschen und der Konstellation entdeckt, die allmählich deutlich genug wurden, um etwa sagen zu können, jener Stern da entspricht, wenn er im Horoskop eines Menschen bedeutsam ist, einer seelischen Grundhaltung, wie sie ungefähr im Kronosmythos gekennzeichnet und dargestellt ist. So nannten sie ihn Kronos — Saturn —, und von der „Entsprechung“ bis zum direkten „Einfluß“ war es kein weiter Weg mehr.

Diese Theorie läßt sich nicht beweisen. Die Literatur bietet durchaus keine genügenden Anhaltspunkte. Und doch scheint sich der Kreis zu schließen, wenn wir uns wieder der heutigen Astrologie zuwenden und sie im Zusammenhang mit dem bisher Besprochenen betrachten:

Metman schreibt in seinem Kapitel über Aphrodite: „Doch als merkwürdigsten Fall eines Schicksals, in dem Aphrodites schöpferische Liebe und des Kronos tragische Bestimmung zum Kampf und grausamen Untergang sich beide verwirklicht haben, nennen uns die Sternkundigen den genialen Dichter Lord Byron, bei dessen Geburt, am 22. Januar 1788, Venus und Saturn in enger Konjunktion in der Himmelshöhe standen. Byron, der seine außerordentliche Liebesbegabung in einem berühmten Epos ‚Don Juan‘ zu dichterischer Schau veredelte, fand in Missolonghi, als Kämpfer für die griechische Freiheit, den Tod.“

Hier zeigt sich, wie die moderne Astrologie arbeitet: sie erntet etwas, das andere gesät haben; sie leitet aus dem Stand jener Planeten in der Himmelshöhe „schöpferische Liebe“ und tragische Bestimmung zum „Kampf und grausamen Untergang“ ab, ohne eine andere Begründung dafür zu haben, als daß der Name der Sterne, zusammen mit ihrer Stellung zueinander und zur Erde, eine solche Deutung rechtfertige. Sie hat die Benennungen der Griechen ohne Abstrich übernommen — und damit auch die Bedeutung der Sterne für das Leben der Menschen. Warum sie so heißen, und warum Aphrodite schöpferische Liebe vermittelt, weiß sie nicht zu sagen; allenfalls kann sie das

zweite aus dem ersten erklären, die Namen selber aber kann sie nicht mehr bestätigen. Sie glaubt eben an die Richtigkeit dieser überlieferten Deutungsgesetze — und ihr Glaube ist so wenig blind, als die empirische Bestätigung ihr recht gibt. Das aber geschieht nur allzu oft, und so hat es die Astrologie geradezu nicht nötig, hinter die überkommenen Namen zurückzugreifen, denn die Erfahrung lehrt sie, wie richtig sie gewählt sind.

Und so schließt sich der Kreis: die Astrologie leitet aus den überlieferten Gesetzen und der mythologischen Bedeutung der Gestirnsnamen richtige Einsichten in das Leben der Seele ab. Diese Namen aber sind um ihrer psychologischen Bedeutung willen den Gestirnen von den Menschen zugewiesen. So liegt am Grunde der heutigen Astrologie noch immer jene wunderbare Kenntnis der Alten vom Wesen des Menschen und seiner Seele.

Ungeklärt bleiben natürlich die „gewissen Zusammenhänge zwischen der psychischen Verfassung des Menschen und der Konstellation“. Ob sie nur uns unerfaßlich sind, ob frühere Geschlechter dank einer hypothetischen „Natursichtigkeit“ leichteren Zugang hatten zu diesen innersten Zusammenhängen zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos, läßt sich nicht entscheiden. Daß es diese Zusammenhänge gibt, haben wir eben gezeigt — wir hätten es ohnehin zur Ehre des Hermes Trismegistos annehmen müssen. Wie sie aber beschaffen sind, werden wir hoffentlich nie erfahren, damit das Mysterium erhalten bleibt.

„Mysterium“ — damit ist die Antwort auf die Frage, die wir oben stellten, gegeben. Indem sich

die Astrologie auf das Geheimnis stützt, entzieht sie ihr Wesen dem Zugriff der vernünftigen Beurteilung und hat sogar, soweit sie nicht Widervernünftiges aus diesem Geheimnis ableitet, einen Anspruch auf Gültigkeit; solche widervernünftigen Schlüsse aber werden immer seltener: die so gefährliche These einer Zwangsläufigkeit des in den Sternen Geschriebenen wird heute von niemandem mehr ernstlich behauptet — wenngleich Metman auf einem Umweg diesem Gedanken bedrohlich nahe kommt: in den Sätzen des Vorworts zu seinem oben erwähnten Buche heißt es: „In diesem Buch ist von jenen Mythen der Griechen die Rede, aus denen die astrologische Vorstellungswelt hervorgegangen ist, und vom Schicksal. Das heißt, von jenem Unabwendbaren, das wir selbst und die uns umgebende Welt zusammen bestimmen. Es gibt so ein Unabwendbares, nicht etwa ‚trotz‘ allen Bemühens, sondern gerade erst durch unser Bemühen. Denn wir können uns selbst nicht entlaufen...“

Demgegenüber wird man freilich nicht allein auf die menschliche Willensfreiheit verweisen müssen — wie bei den meisten andern Vertretern einer ähnlichen Richtung —, sondern auf die Allmacht Gottes.

Soweit aber die Astrologie solche Überspitzungen meidet, hat sie durchaus ihren Platz auch in einer theozentrischen Weltordnung. Vielleicht hat Gott, der ja nicht in, sondern über den Sternen thront, sie weise an den Himmel gesteckt als Lichter für das Dunkel unserer Einsicht?

ÄRZTE UND ARZTTUM

Zum Ethos eines Berufes

Von Paul Bolkovac S. J.

Für manchen Arzt der Gegenwart und Vergangenheit ist das Glaubensbekenntnis seines Berufes im Eid des Hippokrates niedergelegt, in dem unmittelbar neben praktischen Verhaltensmaßregeln hohe ethische Forderungen stehen. Mit dieser Urkunde beginnt Leibbrand¹ seinen Forschungsbericht über die Geschichte des Arzttums, in dem er über alle wichtigen Gestalten und Perioden der Vergangenheit, wobei nur Vorsokratiker und Scholastik auf eine spätere Sonderbehandlung vertröstet werden, bis zu den heutigen Auffassungen in der Medizin berichtet. Der Verfasser hatte schon in seiner „Romantischen Medizin“ (1937) auf die Zusammenhänge der Medizin mit weltanschaulichen und religiösen, also absoluten Einstellungen aufmerksam

gemacht. Das gleiche Thema verfolgt der Berliner Nervenarzt in der vorliegenden Untersuchung, die „von Bedeutung ist für eine geistesgeschichtliche Entwicklung der theologischen Momente in der Heilkunde, weil der jeweils eingenommene metaphysische Standpunkt und die Erfahrungsfortschritte zusammen erst das eigentliche Bild ergeben“ (44).

So gewinnen wir aus der Behandlung von Aristoteles und Augustinus, Galen und Paracelsus sowie den übrigen Autoren, die in verschwenderischer Menge zur Darstellung kommen, ständig neue Einsichten über den Einfluß von Theologumena und Philosophumena auf die Bildung des ärztlichen Ethos mit seinen Zielen, Praxen, Äußerungen. Immer ist eine geschichtlich lebendige Auffassung von Mensch und Natur, Welt und Gott die Voraussetzung, die für das Kommen und Gehen bestimmter ärztlicher Gestalten und Typen entscheidend ist.

¹ Der göttliche Stab des Askulap. Eine Metaphysik des Arztes. Von Werner Leibbrand. 80 (512 S.) Salzburg 1939, Otto Müller. Geb. M 8.40.